

18241-0001-000

15. Juni 1920

## Vossische Zeitung (Berlin)

Nr. 298

### Mag Weber †

Das deutsche Volk hat den Verlust eines seiner bedeutendsten und Charaktervollsten Gelehrten zu beklagen. Wie uns aus München gedrahtet wird, ist Prof. Dr. Mag Weber, der berühmte Nationalökonom, der seit wenigen Monaten als Nachfolger Brentanos an der Münchener Universität wirkte, gestern abend dort im Alter von 56 Jahren unerwartet verschieden.

Schon früh hatte der geistvolle Nationalökonom die höchsten Stufen der akademischen Laufbahn erklimmt. Geboren 1864 in Berlin als Sohn des unsern ältern Mitbürgern noch wohl erinnerlichen Stadtrates und nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Mag Weber, studierte er in seiner Vaterstadt Rechts- und Staatswissenschaft hauptsächlich unter der Leitung von L. Goldschmidt und August Meinen, habilitierte sich 1892 als Privatdozent für Handelsrecht in Berlin und wurde schon 1894 ordentlicher Professor für Volkswirtschaftslehre in Freiburg und 1897, als Nachfolger von C. Knies, in Heidelberg. Im Jahre 1903 verzichtete er wegen längerer Erkrankung auf sein Ordinariat — in das dann sein jüngerer Bruder Alfred Weber berufen wurde — blieb aber der Universität als ordentlicher Honorarprofessor erhalten.

Vor etwa zwei Jahren, beim Rücktritt Brentanos und dem Tode v. Philippovichs, bewarben sich gleichzeitig die Münchener und die Wiener Universität um den hervorragenden akademischen Lehrer; Weber entschloß sich zuerst zur Annahme der Wiener Berufung, siedelte dann aber nach kurzer Beherrlichkeit nach München über. Bei den Vorverhandlungen zum Versailler Friedensvertrage gehörte er der deutschen Abordnung der volkswirtschaftlichen Sachverständigen an.

Webers frühere Arbeiten galten vorwiegend der Rechts- und Wirtschaftsgeographie und brachten wertvolle „Untersuchungen zur Geschichte der Handelsgesellschaften im Mittelalter“ und vor allem über „die römische Agrargeschichte in ihrer Bedeutung für Staats- und Privatrecht“; später wandte er sich mehr den Fragen des Bank- und Finanzwesens, des gewerblichen Arbeiterwesens und der Agrarpolitik zu und veröffentlichte scharfsinnige und, wie alles was er schrieb, von gründlicher Vertiefung in die Sache zeugende Arbeiten über die Börse und ihre wirtschaftliche Bedeutung, über Ethik und Geist des Kapitalismus, über die Lage der ostelbischen Landarbeiter und anderes. Später haben besonders seine feinsinnigen und tiefdringenden Beiträge zur Methodologie der Volkswirtschaftslehre und zur Psychologie und Erkenntnistheorie des gewerblichen Lebens, die er meist in dem von ihm mit W. Sombart und Edg. Jaffé herausgegebenen „Archiv für Sozialwissenschaft“ veröffentlichte, verdiente Beachtung gefunden. Eines seiner letzten und bedeutendsten Werke, die „Wirtschaftsethik der Weltreligionen“ (1915) bietet eine nach Inhalt und Form meisterhafte Typisierung der großen Religionen nach ihrer wirtschaftspsychologischen Bedeutung.

Weber war ein volkswirtschaftlicher und sozialpolitischer Denker von seltener Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Geistes und der Gesinnung. Anfänglich Kathedersozialist und den nationalsozialen Anschauungen Friedr. Raumanns nahestehend, hat er sich später mehr und mehr zu einem weitschauenden und die staatlichen und wirtschaftlichen Fragen sub specie aeterni wertenden Standpunkt philosophischer Betrachtungsweise emporgehoben.

Seine ihn überlebende Gattin Marianne Weber, geb. Schnitger, hat sich durch verschiedene Schriften zur Frauenfrage und zur Psychologie der Ehe bekanntgemacht.

R. S.

Berliner Tageblatt

Liberaler Buchhändler Zeitung

Nr. *278*

vom

191

Max Weber

Professor Dr. Max Weber ist, wie uns ein Telegramm aus München meldet, vorgestern Abend dort im Alter von 56 Jahren plötzlich verstorben.

E. F. Anatole France erzählt einmal, wie er in Begleitung eines befreundeten Gelehrten das Naturwissenschaftliche Museum besuchte, an welchem sein Freund angestellt war, und auf die Frage nach einem bestimmten Gegenstand in einem der Glaskränze zur Antwort bekam: „Ce n'est pas ma vitrine.“ Anatole France fügt hinzu: „Ich hatte die Gewohnheit, auch in die Vitrinen anderer Leute zu gucken, und bin deshalb kein Gelehrter geworden.“ Max Weber war ein Gelehrter, der gern auch in anderer Vitrinen hineinsah. Von Gays aus Jurist (Handelsrechtler), wandte er seine Forschung bald der Wirtschaftsgeschichte, dem Bank- und Finanzwesen und der Agrarpolitik zu, verknüpfte mit den nationalökonomischen Studien ethische, soziologische und erkenntnistheoretische Untersuchungen und lieferte wichtige Beiträge zur Psychologie des gewerblichen Lebens. Den methodologischen Grundfragen und dem Logischen Gehalt der Sozialwissenschaften ging er wieder und wieder nach. Die am Anfang seiner wissenschaftlichen Arbeit stehende „Römische Agrargeschichte in ihrer Bedeutung für das Staats- und Privatrecht“ (1891) und sein letztes großes Werk „Die Wirtschaftsethik der Weltregionen“ (1916) sichern ihm eine dauernde Stellung in der Wissenschaft. Dieselben Eigenschaften, die dem Gelehrten einen besonderen Charakter gaben, Genialität, Unabhängigkeit, Eigenwilligkeit und Leidenschaftlichkeit, zeichneten den Politiker aus, dessen Temperament über Parteischränken gern hinwegsetzte, dessen Ernst auch den Gegner in seinen Bann zog. Er begann, wie er selbst einmal erzählt, als Mitarbeiter der „Kreuzzeitung“, trat dann zu Raumann in Beziehungen und beteiligte sich 1896 an der Gründung der Nationalsozialen Partei. Nach deren Auflösung ging er in das liberale Lager und vertrat mit einer unter den deutschen Intellektuellen seltenen Entschiedenheit den Gedanken alsbaldiger Verwirklichung von Demokratie und Parlamentarismus, weil er klar erkannte, daß die Art der staatlichen Willensbildung und des politischen Betriebs unter dem alten Regime jede deutsche Politik zum Scheitern verurteilte. Weil sie rücksichtslos aussprechen, was kommt, behielten seine beiden vorrevolutionären Schriftchen „Wahlrecht und Demokratie in Deutschland“ (1917) und „Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland“ (1918) geschichtlichen Wert. Nach der Revolution gehörte er zu dem engen Kreise von Politikern, in welchem auf Einladung des damaligen Staatssekretärs Preuß die Grundlagen der neuen Verfassung erörtert wurden. Weber gab starke Anregungen, ohne Paragraphen zu formulieren. Es kann heute mitgeteilt werden, daß die Bestimmungen des ersten Verfassungsentwurfes über die Bildung neuer Freistaaten (der damals stark angefeindete Artikel 11) und über parlamentarische Untersuchungsausschüsse auf seine Initiative zurückgehen. Er beteiligte sich an der Wahlkampagne zur Nationalversammlung. Wie er im Dezember 1918 in einer großen demokratischen Versammlung im Berliner „Rheingold“ seine Anschauungen über Krieg und Revolution leidenschaftlich vortrug, wie er den zahlreichen Studenten unter den Zuhörern die Unlogik ihres „Halben Nationalismus“ vorhielt, wird den Teilnehmern unvergesslich sein. Wie der Publizist, ließ sich der Redner, sei es vom Thema, sei es vom Gegner, leicht weiter fortrollen, als die Latit des Augenblicks es gebot. In die Nationalversammlung gelangte er nicht; die grundsätzliche Abneigung gegen „Köpfe“ macht auch vor ihm nicht halt. Die genialen Überzüge, die er 1918 unter dem Titel „Politik als Beruf“ herausgab, und die dem dämonischen Charakter aller Politik ergreifenden Ausdruck geben, sind von einer starken Melancholie überschattet; er leidet von der Zeit nach zehn Jahren, wenn man



## Max Weber †

Professor Dr. Max Weber ist, wie uns ein Telegramm aus München meldet, vorgestern abend dort im Alter von 56 Jahren plötzlich verstorben.

E. F. Anatole France erzählt einmal, wie er in Begleitung eines befreundeten Gelehrten das Naturwissenschaftliche Museum besuchte, an welchem sein Freund angestellt war, und auf die Frage nach einem bestimmten Gegenstand in einem der Glaschränke zur Antwort bekam: „Ce n'est pas ma vitrine.“ Anatole France fügt hinzu: „Ich hatte die Gewohnheit, auch in die Vitrinen anderer Leute zu gucken, und bin deshalb kein Gelehrter geworden.“ Max Weber war ein Gelehrter, der gern auch in anderer Vitrinen hineinsah. Von Haus aus Jurist (Handelsrechtler), wandte er seine Forschung bald der Wirtschaftsgeschichte, dem Bank- und Finanzwesen und der Agrarpolitik zu, verknüpfte mit den nationalökonomischen Studien ethische, soziologische und erkenntnistheoretische Untersuchungen und lieferte wichtige Beiträge zur Psychologie des gewerblichen Lebens. Den methodologischen Grundfragen und dem logischen Gehalt der Sozialwissenschaften ging er wieder und wieder nach. Die am Anfang seiner wissenschaftlichen Arbeit stehende „Römische Agrargeschichte in ihrer Bedeutung für das Staats- und Privatrecht“ (1891) und sein letztes großes Werk „Die Wirtschaftsethik der Weltregionen“ (1916) sichern ihm eine dauernde Stellung in der Wissenschaft. Dieselben Eigenschaften, die dem Gelehrten einen besonderen Charakter gaben, Genialität, Unabhängigkeit, Eigenwilligkeit und Leidenschaftlichkeit, zeichneten den Politiker aus, dessen Temperament über Parteischränken gern hinwegsetzte, dessen Ernst auch den Gegner in seinen Bann zog. Er begann, wie er selbst einmal erzählt, als Mitarbeiter der „Kreuzzeitung“, trat dann zu Raumann in Beziehungen und beteiligte sich 1896 an der Gründung der Nationalsozialen Partei. Nach deren Auflösung ging er in das liberale Lager und vertrat mit einer unter den deutschen Intellektuellen seltenen Entschiedenheit den Gedanken alsbaldiger Verwirklichung von Demokratie und Parlamentarismus, weil er klar erkannte, daß die Art der staatlichen Willensbildung und des politischen Betriebs unter dem alten Regime jede deutsche Politik zum Scheitern verurteilte. Weil sie rücksichtslos ausgesprochen, was kommt, behalten seine beiden vorrevolutionären Schriften „Wahlrecht und Demokratie in Deutschland“ (1917) und „Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland“ (1918) geschichtlichen Wert. Nach der Revolution gehörte er zu dem engen Kreise von Politikern, in welchem auf Einladung des damaligen Staatssekretärs Preuß die Grundlagen der neuen Verfassung erörtert wurden. Weber gab starke Anregungen, ohne Paragraphen zu formulieren. Es kann heute mitgeteilt werden, daß die Bestimmungen des ersten Verfassungsentwurfes über die Bildung neuer Freistaaten (der damals stark angefeindete Artikel 11) und über parlamentarische Untersuchungsausschüsse auf seine Initiative zurückgehen. Er beteiligte sich an der Wahlkampagne zur Nationalversammlung. Wie er im Dezember 1918 in einer großen demokratischen Versammlung im Berliner „Rheingold“ seine Anschauungen über Krisen und Revolution leidenschaftlich vortrug, wie er den zahlreichen Studenten unter den Zuhörern die Unlogik ihres „halben Nationalismus“ vorhielt, wird den Teilnehmern unvergesslich sein. Wie der Publizist, ließ sich der Redner, sei es vom Thema, sei es vom Gegner, leicht weiter fortziehen, als die Laune des Augenblicks es gebot. In die Nationalversammlung gelangte er nicht; die grundsätzliche Abneigung gegen „Köpfe“ macht auch vor ihm nicht halt. Die genialen Übersetzungen, die er 1919 unter dem Titel „Politik als Beruf“ herausgab, und die dem dämonischen Charakter aller Politik ergründenden Ausdruck geben, sind von einer starken Melancholie überschattet: er spricht von der Zeit nach zehn Jahren, wenn, wie er fürchtet, die Zeit der Reaktion längst hereingebrochen und von dem, was er wünscht und hofft, wenig in Erfüllung gegangen ist. Seine Prophezeiung läßt zu strafen, dazu können die starken und eigenwilligen Gedanken des so früh Dahingelebten helfen.

18241 - 0005 - 543

## Frankfurter Zeitung

Nr. 815

### Max Weber als Politiker.

Von Prof. v. Schulze-Gävernitz<sup>1)</sup>

Im Gegensatz zu den Kottet und Welcker, auch noch den Mommsen und Virchow, sah in den Vorkriegstagen ein überwiegend unpolitisches Geschlecht wissenschaftlicher Spezialisten auf den Kathedern der deutschen Universitäten. Aus ihrer Mitte ragte Max Weber empor; der geniale Gelehrte, der Philosophie, Nationalökonomie und Jurisprudenz „hauptfachlich“ umfaßte, der jungen Soziologie neue Bahnen wies und die Brücke schlug von der Weltweisheit zur vereinsamten Theologie. Max Weber zugleich der geniale Politiker, dessen „Politische Schriften“, in einem Sammelbande im Drei-Masken-Verlag 1921 erschienen, eine Fundgrube politischer Weisheit bilden, aus der das junge, schwankende Geschlecht unserer Zeit den Reicher weiten Wissens und straffen Willens schöpfen sollte. Bei scharfer Scheidung feinswissenschaftlicher Erkenntnis und werturteilender Politik war Max Weber eben doch ein politischer Nationalökonom großen Stiles, der gerade dieser Wissenschaft die Aufgabe stellte, an der politischen Erziehung der Nation mitzuarbeiten.

Im Gegensatz zu dem Berliner Tiergartenfreisinn, der seine Jugend umgab, hat Max Weber, ähnlich wie Friedrich Naumann, zuerst konservativ gewählt. Aus dieser Zeit stammt die Freiburger Eintrittsrede 1895, in der die machtpolitische Einstellung überwiegt. Auch später hat Max Weber der deutschen Nation machtpolitische Aufgaben gestellt. Unsern Nachfahren haben wir es zu verantworten, wenn die Weltmacht und damit die Kultur der Zukunft zwischen den Reglementen „russischer Beamten und den Konventionen der angelsächsischen society“ — vielleicht mit einem Einschlag von lateinischer „raison“ — aufgeteilt würde. Sozialpolitische Ideale hat Max Weber 1895 noch abgelehnt, doch wohl nur in der eudämonistischen Färbung, welche damals von der Gesellschaft für ethische Kultur ausstrahlte. Sozialpolitische Ideale, wie sie wenige Jahre später seine Gattin aus den Tiefen Fichtes schürfte, waren einem Max Weber niemals fremd.

Gerade als Macht-Politiker wurde Max Weber Demokrat — linksdemokrat, „den ökonomisch geschulten Mitgliedern der Sozialdemokratie bis zur Ununterscheidbarkeit nahe“.

<sup>1)</sup> Von den in diesem Aufsatz besprochenen „Politischen Schriften“ ist die Mehrzahl erstmalig in der „Frankfurter Zeitung“ erschienen. — Wir verweisen noch auf den Aufsatz: „Max Weber als Nationalökonom“ von Prof. v. Schulze-Gävernitz im „Ersten Morgenblatt“ vom 7. Juli 1920.

mit dem Schein der Macht. Am 11. Oktober 1918 schrieb Max Weber an den Verfasser dieser Zeilen: „Als aufrichtiger Anhänger der deutschen Dynastie ist meine feste Ueberzeugung, daß der jetzige Kaiser im Interesse des Reiches zurücktreten muß. Geht er ohne Druck von außen jetzt, so geht er in Ehren. Im Interesse des Kaiserthums darf ich nicht wünschen, daß ein Kaiser mit Unehren endet, sei es, daß er später unter äußerem Zwange geht, sei es, daß er auf dem Throne fort vegetiert.“ Im Dezember 1918 setzte er hinzu: „Der bei der Friedensbitte durch die Würde gebotene Thronverzicht des Monarchen wurde verzögert. Schließlich hat er durch Desertion aus der Hauptstadt und Spielen mit dem Staatsreich die Revolution geradezu provoziert.“ Wilhelm II., seine Umgebung, das der largen Schlichtheit entklebete Berlin — sie alle trugen die Züge des Parvenüs. So alles, was sich damals als aristokratisch gab, nicht zuletzt auch der „Coulourensch“. Hieran scheiterte nach Max Weber auch das von Naumann so glänzend befürwortete Mitteleuropa. „Von schlecht erzogenen Parvenus will keiner regiert sein.“

Deutschland, das weder den angelsächsischen Gentleman noch dem romanischen Kavaliere etwas Ähnliches zur Seite zu stellen hat, seinem innersten Wesen nach unaristokratisch, etwa mit Ausnahme Deutsch-Oesterreichs, ist zur Demokratie gezwungen, sobald es die Fesseln des Obrigkeitstaates abstreift. Weber industrielle Unternehmer noch der junkerliche Landwirt sind „abkömmlich“ im Sinne einer aristokratischen Herrschaft. Die neuzeitliche Demokratie hat im Gegensatz zu den älteren Honorationsparteien heute auch in England und Frankreich einen plebisitäre kaiserlichen Zug: sie bringt den „leader“ an die Spitze. Denn gerade auch in der Demokratie wird die Politik von Wenigen gemacht. Der Mutterboden, aus dem ihre Führer erwachsen, ist das Parlament; in ihm wird hart auf hart um die Macht gerungen und in den Kommissionen zugleich politische Kleinarbeit und die Kunst des Kompromisses gelernt. Erster Zweck des Parlaments ist für Max Weber die Auslese politischer Führer. Daneben bildet die parlamentarische Partei ein Gegengewicht gegen die emotionalen Mächte der Straße, dies umsomehr, je mehr die Partei mit bezahlten Beamten, geordneten Finanzen und in der Hand unbezweifelnder Führer zur „Maschine“ wird.

Der unvermeidlichen Demokratie freiwillig die Tore zu öffnen schien einem Max Weber entscheidend für den Ausgang des Weltkriegs, ebenso wie dem Verfasser dieser Zeilen. Denn Demokratie war das unentbehrliche Mittel zur Erhaltung der Einheit der Nation. In glühenden Worten macht Max Weber der Vaterlandspartei den Vorwurf, daß sie unseren Völkern den Kampf verfälsche zu einem Kampf für die bestehende

Wenden



Staatsform. Die Nation habe zu wählen zwischen Vaterland und Vaterlandspartei.

Nach diesem Zusammenbruch konnte sich Max Weber die deutsche Zukunft nur vorstellen als Demokratie und Republik. Max Weber befürwortete einen föderalistischen Einheitsstaat, wie er in dem ersten Entwurf einer Reichsverfassung enthalten war: Verschmelzung der preussischen Spitze mit der Reichsspitze und Auseinanderlegung Preußens in eine Anzahl von lebensfähigen Ländern. Max Weber nannte das die „Beseitigung des großpreussischen Elements aus der deutschen Verfassung“. Dem entspräche auf der wirtschaftlichen Seite eine großzügige Siedlungspolitik mit dem Zweck des Umbaus der wirtschaftlichen Struktur des deutschen Ostens. Den Neubau Deutschlands konnte sich Max Weber nur denken unter einem Bündnis von Arbeiter und Bürger; die bürgerlichen Elemente seien unentbehrlich schon für Zwecke des internationalen Kredits, aber auch im Sinne Marxens als die Fortbildner des Kapitalismus zu seiner letzten, wirtschaftlich unumwälzbaren Konsequenz. Unter Ablehnung eines berufsständischen Parlamentes, wie es von der äußersten Rechten und der äußersten Linken empfohlen wird, vertrat Max Weber die Sozialisierung nach sachlichem Resultat im einzelnen Fall, jedoch unter Ablehnung verfrühter „Planwirtschaft“, von der er fürchtete, daß sie den Sozialismus kompromittieren würde.

Nicht minder großzügig und eindeutig ist Max Webers auswärtige Politik — realistisch gegenüber denen, die aus der Realpolitik eine Phrase machten. Als Realpolitiker trat Max Weber für einen rechtzeitigen Verständigungsfrieden ein, sobald das Ziel der Selbstbehauptung erreicht sei. An unserer Grenze stünden Barbaren aus allen Schupfwinkeln der Erde, bereit, unser Land zur Wüste zu machen, und in der Stube des letzten Arbeiters würden noch die Entel die Niederlage fühlen. Das, sagt Max Weber, versteht jeder Mann. Statt dessen haben die Liberaten allerhand „Ideen“ fabriziert, für welche die Männer draußen bluten und sterben sollen. Dies eitle Treiben erleichtert keinem der Kämpfer seine schwere Pflicht. Hinter jenen aufgebrauchten Kriegszielen aber erblickte Max Weber „die Angst vor dem Frieden“, die Furcht der herrschenden Klassen vor den innerpolitischen Wirkungen, wenn die unerfüllbaren Versprechungen des Endsieges zusammenbrächen. Deswegen verteidigte Max Weber auch die Reichstagsresolution des Juli 1917; sie gab unseren Wehrmännern wie unseren Bundesgenossen die Sicherheit, daß sie ebensowenig für ein deutsches Belgien, wie für ein österreichisches Venedig weiterkämpfen müßten.

Eindeutig gegenüber den Schwankungen der sich be-

kämpfenden Ressorts forderte Max Weber schon 1915 möglichste Einigung mit England, unter Anerkennung der englischen Mittelmeerstellung, seiner ägyptischen und sonstigen kolonialen Vorherrschaft, vor allem unter Verzicht auf Belgien. „Undenkbar ist eine Rationierung Belgiens durch eine dauernde deutsche Vorherrschaft“, zudem gegen Englands Ehre und wichtigstes Lebensinteresse.

Bei Max Weber herrscht Osteinstellung. Beloten, ganz Westeuropa schienen ihm „Soppalien“ gegenüber den Entwicklungen im Osten, welche Weltentscheidung bedeuten. Aber auch im Osten war Max Weber ein Gegner von Annexionen, die uns mit Fremdbörnern belastet hätten. Er verlangte Verständigung mit den Westslawen, vor allem, entgegen der Bismarckschen Tradition, mit den Polen. „Jen's ist unserer Grenze ist die deutsche Realpolitik westslawische Politik, nicht deutsch-nationale Politik“, wohl aber deutsche Kultur- und deutsche Wirtschaftspolitik. Das A und O unseres Schicksals ist für Max Weber die Abwehr des russischen Imperialismus, gleichviel ob des Zaren, ob großbürgerlicher Bank- und Industriemächte oder des landhungrigen Bauern. Weber England noch Frankreich können unser Dasein dauernd vernichten; Rußland kann es bei seinen unberechneten Bevölkerungsmöglichkeiten. Zudem müssen sich die Linien der deutschen wie der russischen Orientpolitik zwanngemäßig kreuzen, nicht so die der deutschen und englischen. Auch nach dem Zusammenbruch blieb dieser Gedanke herrschend. So schrieb Max Weber November 1918: „Wir haben die angelsächsische Weltherrschaft vollendet; aber wir haben schlimmeres abgewandt: die russische Knote; dieser Ruhm bleibt uns. Amerikas Weltherrschaft war so unabwendbar wie die Roms nach dem punischen Krieg. Daß sie nicht mit Rußland geteilt wird, ist für mich das Ziel unserer künftigen Weltpolitik, denn die russische Gefahr ist nur für jetzt nicht für immer beschworen.“

War Max Weber ein Machtpolitiker, aber ohne Phrase und mit Augenmaß für das Mögliche, so offenbart er nach dem Zusammenbruch einen stark ethischen Einschlag. Weltpolitik wurde verspielt. Uns Nachkriegsdeutschen bleibt eine einfache Aufgabe, deren Erfüllung dennoch nicht leicht ist: wieder „anständige Menschen“ zu werden. Denn der Verlust der nüchternen Anständigkeit unserer Väter, den wir im Kriege erlitten, ist für Max Weber der schwerste Kriegsverlust. Ehrlichkeit, Sachlichkeit, Haltung, Schamgefühl! So hängt von dem Ehrbegriff des Beamten bei fortschreitender Sozialisierung die ganze deutsche Zukunft ab, nicht minder auf dem Gebiete der fortbestehenden Freiwirtschaft von jenem kapitalistischen Berufsethos des bürgerlichen Unternehmers, das der Raubkapitalismus des Krieges und der Valutaschwund zerstört hat.

Denen aber, die uns als „Politiker“ führen sollen, setzt Max Weber eine höhere Aufgabe: die leidenschaftliche Hingabe an eine Sache, an den Dämon, der ihr Gebieter ist, leztlich der Glaube an einen neuen deutschen Frühling auch in der kalten Polarnacht, die uns erwartet. Max Weber war ein solcher Führer in die Zukunft — weit über die Tagesfragen hinaus, an die er anknüpft. Er bezeichnet sich selbst als „Optimisten auf lange Sicht“. So schreibt er Ausgang 1918: „Wir sangen noch einmal wie nach 1648 und 1807 von vorn an. Dann schenkt uns die Geschichte, die uns — nur uns — schon eine zweite Jugend gab, auch eine dritte.“ Eine Mitwelt, die einen Lubendorff zum Staatsmann stempelte, hat einem Max Weber die Führerstellung versagt, die ihm, wenn irgend einem gebührte. So bleibt die Hoffnung: möge von einem Max Weber das Wort gelten, welches Goethe jenem Freunde nachrief, dem er allein von allen Männern einen prägenden Einfluß verstattete: „Was dem Mann das Leben nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.“

18241-0007-545

Hamburger Fremdenblatt

Nr. 258.-

# Max Webers Persönlichkeit und Werk.

Von Dr. William Fehr. von Schröder.

Der Sinn und die Totalität von Max Webers geistiger Gesamteristenz läßt sich nicht in eine bündige Formel fassen. Dafür waren seine Interessensphären zu vielfach, war seine Universalität zu groß. Bezeichnend für diesen Mann, der Historiker und Religionsforscher, Soziologe und Nationalökonom zugleich war, bleibt es, daß sein Schaffen sich auf dem Grenzrain von wissenschaftlicher Theorie und praktischer Lebensgestaltung bewegte, daß die kontemplativen, auf Erkenntnis gerichteten Wesenskräfte bei ihm ebenso stark nach Auswirkung verlangten wie die aktiven, auf Tat drängenden Impulse. Derselbe Mann, der die Gesellschafts- und Wirtschaftsstrukturen Indiens und Chinas erforscht, der die ersten Regungen des kapitalistischen Geistes bei den kalvinischen Sekten feststellt, wird dann wieder so elementar ergriffen von den politischen Gegenwartsfragen, von den Ereignissen und Entscheidungen seiner Zeit, daß er, getrieben von einem inneren Müssen, vom Schreibtisch auf das Rednerpult eilt, um mit aller Wärme, Schärfe und Unbedingtheit, die ihm eigen waren, seinen Standpunkt zu vertreten.

Webers Kunst und sein Geheimnis war es, mit der gleichen Ausschließlichkeit und völligen Hingabe auf verschiedenen Gebieten tätig zu sein, ohne dabei seine sachliche Ueberlegenheit und sein hohes Niveau zu verlieren. Als Politiker fehlten ihm Ehrgeiz, Machtwille und Bedürfnis nach Selbstdarstellung, ebenfalls das absolute Festgelegtsein auf ein besonderes Parteiprogramm. Er war im höchsten Sinne „Patriot“; denn Deutschlands Wohl und die Erhaltung seiner nationalen Machtposition war das letzte Ziel seines Wirkens in der Öffentlichkeit.

Ein Mensch von der inneren Mannigfaltigkeit Max Webers, der in seiner souveränen Selbstgenügsamkeit, Verslossenheit und trohigen Männlichkeit stets abgerückt von den Mitmenschen lebte, noch dazu durch jahrelange Krankheit zur Einsamkeit verdammt, hat nur ganz Wenigen und Ausgewählten einen Einblick in sein Leben vergönnt. Er war für den Außenstehenden eine inkommensurable Erscheinung. Um so dankbarer und lebhafter begrüßt man daher das Erscheinen einer ausführlichen Biographie Max Webers von der berühmten Hand seiner Gattin Marianne (712 Seiten — bei J. C. B. Mohr, Tübingen, 1926), die durch ihre verschiedenen Veröffentlichungen über die Frauenfrage und den Sinn der weiblichen Kultur bekannt ist. Besonders fesselnd wird dieses „Lebensbild“ durch zahlreiche Proben aus Webers bedeutungsvoller Korrespondenz, die erkennen lassen, wie er auf die Bewegungen seiner Zeit reagierte. Denn er selbst war ein Teil ihrer Bewegung und ihrer Problematik, in sie gebannt und mit ihr verbunden. Weber war kein Utopist und Schwärmer, der sich phantasiemäßig in eine erneuerte Welt hineinsetzte und ersahnte Erfüllungen vorstehend genießt, kein Prophet, der seine Schau von „kommenden Dingen“ verkündete, sondern die existierende, vorgefundene Realität war der Gegenstand seines Erkennens und seiner Deutung. Die Erfassung des Absoluten und eines letzten Daseinsinnes hat er stets abgelehnt. Ein weiterer Vorzug dieser Biographie ist die Kennzeichnung von Webers geistigem Entwicklungsgang, von seiner Herkunft und den Bildungsmächten, die auf ihn eingewirkt haben.

Als Enkel des Freiheitskämpfers Georg Frdr. Fallenstein, eines Freundes von Theodor Körner, einer postulatorischen Kraftnatur, in der ethischer Rigorismus mit vulkanischem Temperament und ungewöhnlichem Tätigkeitstrieb verbunden war, als Sohn eines Berliner nationalliberalen Abgeordneten, in dessen Haus außer Bennigsen, Miquel, Rödert, Frdr. Kapp und Hegibh auch Gelehrte vom Range Sybels, Mommsens, Treitschkes, Dittbeys verkehrten, empfing Max Weber frühzeitig Anregung, die sowohl für seine politische Urteilsbildung wie auch für seine geistige Entwicklung von entscheidender Bedeutung waren. Dazu kommt als wichtiger Faktor der Umgang mit seinem Vetter Otto Baumgarten, dem späteren Kieler Theologen, der Webers Interesse auf religiöse Fragen lenkte und ihn auf Schleiermacher, Strauß und Löbe hinwies. Schon in den Werbejahren empfing Weber einen Begriff von der Bedeutung des Religiösen für die Gestaltung aller Strukturformen des gesellschaftlichen Lebens. Der Nachweis, daß das Ge-

Wenden



präge des wirtschaftlichen Alltags von religiösen Bewußtseinsinhalten, von „Ideen“ und nicht nur von „Interessen“, richtunggebend bestimmt wird, ist eines der wichtigsten Ergebnisse von Webers späteren universalhistorischen Untersuchungen.

Nach Abschluß seiner Studien und als Professor in Freiburg veröffentlicht Weber zuerst seine verschiedenen Arbeiten und Artikel über die Verhältnisse der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland und über ländliche Arbeitsverfassung. Diese Untersuchungen über die folgenreichen Verschiebungen der Herrschafts- und Besitzverhältnisse führen ihn unmittelbar in den Bereich politischer und sozialer Gegenwartsprobleme. Aus der Erkenntnis des Faktischen gewinnt er die Normen, an denen das wirtschaftliche Handeln und eine Umgestaltung zu orientieren ist. Die enge Freundschaft mit Friedrich Naumann, mit dem er auf dem ersten evangelisch-sozialen Kongreß zusammentrifft, führt ihn noch tiefer in die Politik hinein. Naumann erkennt sofort Webers eminenten Kenntnisreichtum und seinen ursprünglichen politischen Instinkt. Als obersten Grundsatz aller Politik verfolgte Weber nicht etwa nur die humanitäre Menschheitsbeglückung, sondern die Durchsetzung der unbedingten geistigen Freiheit, die ihm, durch die Gründerperiode und durch das entfesselte Walten des Erwerbstriebes gefährdet, als höchstes Gut galt. Frühzeitig fordert er die Einführung der parlamentarischen Regierungsform, formuliert er Vorschläge zur richtigen Auslese der politischen Führer und erkennt die Gefahr einer dynastischen Prestigepolitik. Am schärfsten wendet er sich gegen das persönliche Regiment des Kaisers und warnt — zur Zeit der Algeciras-Konferenz — vor den unheilvollen Komplikationen, die durch die Voreiligkeit des impulsiven Herrschers entstehen könnten.

Wenn man sich vergegenwärtigt, welche Fülle von Beobachtungen von Richtlinien, Vorschlägen, Einsichten und Warnungen Webers politische Schriften enthalten, so vermißt man daran die Tragik, daß einer solchen Begabung der Zugang zu praktischer politischer Betätigung versperrt bleiben mußte. Wohl hörte man seine Warnungen vor dem Bruch mit Amerika, seine Vergegenwärtigung aller gefährlichen Folgen des verschärften Abboot-Krieges; aber man räumte ihm keine Position ein. Nach dem Umsturz hätte sein Tag anbrechen sollen. Aber da zeigte es sich, daß er kein Verständnis fand bei Parteileuten und Ideologen. Sein Tatsachensinn und seine intellektuelle Ueberlegenheit, sein nationales Ethos fanden keine Beachtung bei kommunistischen Schwärmern und bei pazifistischen Gutgläubigen.

Eine Genugtuung ward ihm, als Hugo Preuß ihn zu den Arbeiten an der neuen Reichsverfassung als Sachverständigen berief. Auf Webers Einfluß zurückzuführen ist der Erlaß jenes auch auf die Minderheiten auszuwehnenden Enquêterechts, das er früher schon gefordert und als Mittel zur Demokratisierung empfohlen hatte.

Denn durch dieses Recht wird die innerparlamentarische Korruption verhindert und den — sonst zur Opposition verurteilten — Minderheiten die positive Aktion ermöglicht. Diese Erneuerung (§ 51 der R. V.), die die parlamentarische Form vom Absolutismus der Mehrheiten befreit, ging auch in die Verfassungen von Danzig und von Lettland über.

Als politischer Berater der „Frankfurter Zeitung“ schrieb Weber seine gedankenreichen Aufsätze über die „Neue Staatsform“. Eine neue Möglichkeit zu politischer Tätigkeit und zur Führerschaft schien sich zu bieten, als Weber ein Mandat für die Nationalversammlung übertragen werden sollte. Im hessennassauischen Wahlkreis hatten ihn die Demokraten an die erste Stelle ihrer Liste gesetzt. Da passiert das Ständalöse, daß die Weplerer Bezirkskonferenz, gegen den Willen der Wähler, eine Frankfurter Lokalgröße dorthin stellt, wo Webers Name stand, eine Korrektur in letzter Stunde, wenige Tage vor Ablieferung der Wahllisten. Durch den Chagetz durchschnittlicher Mandatenjäger wurde auf diese Weise eine außerordentliche Begabung aus der aktiven Sphäre zurückgedrängt.

Ein merkwürdiges Gegenstück hierzu ist Walter Rathenau's Streichung von der Mitgliederliste der Sozialisierungskommission. Weil dieser gründliche Wirtschaftstheoretiker und -praktiker kein „Professor“ war, hatte man seine

Kompetenz angefochten und die Ungezogenheit begangen, von einer schon in der Öffentlichkeit bekannten Liste Rathenaus Namen zu streichen. So triumphierte im Falle Weber die Betriebsamkeit schlauer Mittelmäßlinge. Auch als Mitglied der Friedensdelegation unter der Leitung des Grafen Brochdorff-Rantzau konnte Weber nichts Besonderes leisten. Interessant aus jener Zeit ist jedoch eine Unterredung Webers mit Ludendorff. Es kam zwischen beiden Männern zu einer heftigen Diskussion, aber zu keiner Verständigung.

In München, wo Weber als Nachfolger Brentanos zuletzt wirkte, erlebt er die stürmischen Tage der Räterepublik und den darauf folgenden Gegen Schlag des alldeutschen Nationalismus. Auch dort findet er kein Gehör. Die sozialistische Jugend träumt mit rousseauischer Naivität von der Gründung neuer Siedlungen, in denen ein höheres Gemeinwesen verwirklicht werden soll. Rausch, Pathos, Ekstase und wilde Demagogie auf der einen Seite, auf der anderen der hohle, enhorizontierte, von Kulturbewußtsein und -idealen weit entfernte „sozialistische“ Nationalismus der Gegenpartei. Da mußte Webers Ruf zur Selbstbefinnung ins Leere verhallen; wo nur Narcotika begehrt wurden, fand man keinen Geschmack an seinen schleierlos nüchternen Gründen und an seinem Appell zu nationaler Selbstbehauptung.

So endet dieses Leben in Kampf, Spannung und stolzer Einsamkeit. Kampf gegen die Zeitmächte und gegen die Widerstände des eigenen, von Hemmungen überladenen und überreizten Innern war Webers Daseinsform gewesen. Und doch gab es Zeiten der Harmonie, der menschlichen Beglückung, des vertrauten Zusammenhangs mit gleichgestimmten Geistern. Von solchen schattenlosen, heiteren, gegenwartsfrohen Stunden der Daseinsfreude berichtet Marianne Weber Einiges in den Schilderungen der Reisen, die sie mit ihrem Gatten nach Amerika, England und Italien unternahm, und dann in dem Kapitel, das sie: „Das schöne Leben“ überschreibt. Da schildert sie die geistige Geselligkeit der Heidelberg-er Kreise, den Verkehr Webers mit Troeltsch, Jellinek, Gothein, Gundolf, Böhler, Emil Lask und Karl Jasper. Als die bedeutendste der „Gestalten vom Gegenpol“, ehrfurchtgebietend, aber doch zum Widerspruch herausfordernd, erscheint Stefan George. Bei aller Bewunderung seiner hohen Kunst lehnt Weber den Kult und die Vergötterung ab, die die Jüngerseite mit dem „Meister“ treibt. Fremd und unfruchtbar mußte es ihn anmuten, wenn George in den Gegenwartsmächten, die für Weber Material der Gestaltung und Deutung sind, nur das Teufliche wittert und alle moderne Kultur als „primären Frevler“ abtun will. Beide Männer sind durchdrungen von dem tiefen Verantwortungsgefühl für ihre Zeit. Weber aber, als Verfechter der ethischen Autonomie, kann Georges Gebot der Unterwerfung des Willens unter einen vorbildlichen Heroen, der trotz aller Verehrungswürdigkeit und Höhe doch nur ein irdisch begrenztes Wesen bleibt, nicht billigen. So stehen sich Weber und George als zwei polare Möglichkeiten des Menschentums gegenüber. George blieb für ihn eine fremdartige Erscheinung; auch gegen den Gedanken der irdischen „Verleibung“ des Göttlichen, der geformten Schönheit als höchster Norm menschlicher Entwicklung mußten sich Webers christliche Wesenselemente sträuben.

Die Auseinandersetzung mit solchen Gestalten vom Gegenpol bedeutete für Weber eine innere Bereicherung und Ausweitung, war ihm ein Mittel zur immer schärferen Erkenntnis seines eigenen Seins und seines Gebietes. Dieses war die erkennbare Realität, die sich ihm aber derart kompliziert und vielfältig darstellte, daß sein Erkennen niemals zum Ende kommen konnte. Wenn seine Arbeiten mit der Riesenmächtigkeit ihrer Anlage und Absicht selbst Fragment blieben, wenn Weniges abgeschlossen ist und Vieles über sich hinausweist, so liegt die Erklärung hierfür nicht nur in der Mannigfaltigkeit von Webers Interessensphären, nicht nur in dem Zwiespalt von Politik und gelehrter Forschung, sondern wir erkennen das Schicksal eines Geistes, dessen Lebensimpuls nur unter der Form rastlos flutender und zu neuen Gestaltungen vorwärtsdrängender Bewegung zu begreifen ist, das Gebot der Verwirklichung einer absoluten Totalität, die dem irdischen Menschen ver sagt bleiben muß.

18241-0009-000

Frankfurter Zeitung (Frankfurt a. Main)

Nr. **435**

### Max Weber.

Zehn Jahre sind es her, daß Max Weber starb. Am 14. Juni 1920. Der diese Zeilen schreibt, war damals in Heidelberg. Die Nachricht kam wie ein ungeheurer Schatten über die Stadt, über den großen Kreis der Menschen, die ihn als ihren wissenschaftlichen, weitgehend auch als ihren politischen Führer betrachteten. War doch die erste Zeit nach dem Kriege die seiner lebendigsten Äußerung gewesen. In rascher Folge waren die großen soziologischen Schriften erschienen, die, zum ersten Mal nach Marx, wieder gesellschaftliche Entwicklungslinien und Kausalitäten aufzeigten, die das geschichtliche Werden in der Tiefe und Breite neu verständlich machten. War doch damit dem historischen Materialismus, soweit er nicht nur heuristische Methode, sondern Dogma zu sein beanspruchte, der erste und endgültig erschütternde Stoß versetzt und der großartige Anfang zu einer immanenten, echten soziologischen Begriffsbildung geschaffen. Aber auch dem politischen Willen, der nicht aus dem Interesse, sondern aus der sachlichen Einsicht kam, schienen neue Möglichkeiten und neuer Antrieb gegeben.

Gleich nach seinem Tode begann die Herausgabe seines gewaltigen Nachlasses, begann auch die Entstehung eines Schrifttums um seine Schriften herum, das freilich vielfach zu nahe am Philologischen war, um seine Wirkung voll zu erhalten oder gar zu verstärken. Und das unmittelbare Erbe des Politikers Max Weber ist — man muß es offen aussprechen — in diesen zehn Jahren trotz des politischen und auch wirtschaftlichen Wiederaufschwungs Deutschlands, den er so kaum vorausgesehen hat, zum großen Teil vertan. Vertan auch in dem wenig glücklichen Selbsterhaltungskampf der Partei, an deren Gründung er führend beteiligt gewesen ist. Dennoch wird die stärkste, die lebendigste Wirkung seiner wissenschaftlichen wie seiner politischen Arbeit vielleicht noch in der Zukunft liegen. Und wenn die Begriffe der Freiheit, der Selbstbestimmung und einer Wirtschaft, die produktiv ist durch und für alle, die in ihr arbeiten, wenn diese Begriffe für eine deutsche Jugend wieder zu einer wirklichen, lebendigen Aufgabe werden sollten, so werden die Persönlichkeit und die Gedankenwelt Max Webers ihr eine starke und wesenhafte Hilfe sein.

F. H.



## Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus.

Mit dieser Schrift durchstieß Max Weber die Grenzen seiner nationalökonomischen Fachwissenschaft, um seinen soziologisch ausgerichteten Erkenntnistrieb in die Universalgeschichte auszubreiten. Sie erschien zuerst vor 30 Jahren in dem fast nur von Gelehrten gelesten Archiv für Sozialwissenschaft. Da sie Aufsehen erregte, waren die betreffenden Hefte alsbald vergriffen. Damit verschwand sie aus dem Buchverkehr, denn ihr Verfasser war von zu viel neuen Aufgaben bedrängt und zu unbekümmert um seine Erfolge, um einer Sonderausgabe Zeit zu widmen. Erst sechzehn Jahre später wurde sie im ersten Sammelband seiner religionssoziologischen Aufsätze, den Weber kurz vor seinem Tode vollendete, aufs neue veröffentlicht. Jetzt, nachdem dieses Werk in die dritte Auflage gekommen ist, macht der Verlag (J. C. B. Mohr in Tübingen) sie durch eine billige Sonderausgabe einem breiteren Leserkreis zugänglich. Daß dies heute mit einer vor drei Jahrzehnten veröffentlichten gelehrten Arbeit geschieht, ist ein Zeichen ihrer zugleich überzeitlichen und aktuellen Bedeutung. Letztere besteht darin, daß sie die Mitwirkung der religiösen Ideen und Formkräfte des Reformationszeitalters am Entstehen des modernen kapitalistischen Geistes nachweist. Sie wurde dadurch ein erster durchschlagender Beitrag zur positiven Überwindung der „materialistischen“ Geschichtsauffassung — positiv in dem Sinne, daß Weber sie nicht — wie auch andere Gelehrte — der Kritik dieser oder jener Irrtümer und Denkfehler unterzog, sondern durch ebenso kühne wie sorgfältige Untersuchungen nachwies, daß die Eigenart des modernen abendländischen Kapitalismus durch geistig-ursprüngliche, ökonomisch unableitbare Ideen mitbestimmt ist, und zwar durch solche, die Lebensstil, Habitus und Tradition religiös geprägter Menschen und Generationen entscheidend gestaltet haben. — Weber sah in der Frage nach den technisch-ökonomischen Ursachen des Geschehens ein fruchtbares neues Erkenntnisprinzip, aber er lehnte nicht nur die Erhebung jener Einsichten zur Weltanschauung ab, sondern auch die Verabsolutierung materieller Momente zum Generalnennen ursächlicher Erklärung des Entwicklungsverlaufs. Denn unvoreingenommene Forschung hatte ihn früh gelehrt, daß jede Erscheinung des Kulturlebens auch, aber keine nur ökonomisch bedingt sei. Er wollte nun nicht an Stelle der materialistischen eine einseitig spiritualistische Geschichtskonstruktion setzen, denn „mit beiden wäre der Wahrheit gleich wenig gedient“, sondern bei jedem bedeutsamen gesellschaftlichen Gebilde das Zueinandergreifen und Aufeinanderwirken verschiedenartiger geistig ursprünglicher und wirtschaftlicher Gestaltungskräfte des modernen Daseins aufzelle.

Die Entdeckung des von Weber zunächst intuitiv erfaßten Zusammenhangs zwischen der durch religiöse Vorstellungen bestimmten Lebensführung nachreformatorischer Generationen und dem kapitalistischen Unternehmertum des modernen Abendlandes war für ihn selbst tief erregend, und er sparte keine Mühe, um die Wahrheit seiner genialen Konzeption durch sorgfältige

Quellennachweise und streng logische Begriffsbildung zu erhärten. Seine Abhandlung ist dadurch der Form nach insofern ein Ungewöhnliches geworden, als der Leser gleichzeitig im Haupttext die überraschendsten Synthesen in sich aufzunehmen hat und in den mehrfach umfanglicheren Anmerkungen die gelehrte Beweisführung, welche u. a. eine ganze philologische Abhandlung über die Entstehung des modernen Berufsbegriffs enthält. Eine solche solide Unterfütterung war allerdings notwendig, denn es entstanden zahlreiche Kontroversen, weil die ursächlichen Verknüpfungen allzu überraschend waren und ihre sorgfamen Relativierungen zunächst nicht völlig mit aufgenommen wurden.


Nicht der Gang der Untersuchung kann hier skizziert werden, sondern nur einige wichtige Knotenpunkte, in denen Weber das Verschlungensein der antinomischen Lebensmächte, christliche Frömmigkeit und kapitalistisches Wirtschaften nachweist. — Ausgangspunkt ist die These, daß der moderne abendländische Kapitalismus sich von allen anderen Arten des Erwerbstriebs dadurch unterscheidet, daß er auf einer bestimmten Lebensführung beruht, nämlich auf methodischer rationaler Arbeit, die den Menschen seit der Reformation als wichtigste sittliche Pflicht zugemutet wird. In der antiken und der mittelalterlichen Welt galt Arbeit um des Erwerbs willen als des höheren Menschen unwürdig. Der mittelalterliche Katholizismus erzog im Kloster zur Arbeit, aber er wertete die religiöse Kontemplation höher als das Wirken in der Welt. Und bis in unsere Zeit sind katholische Bevölkerungen weniger an kapitalistischen Unternehmungen beteiligt als protestantische. — Dagegen ist seit langem die merkwürdige Erscheinung beobachtet, daß im besonderen kalvinistisch und täuferisch geprägte Protestanten sich durch eine eigentümliche Verbindung von intensiver Frömmigkeit mit stark entwickeltem Erwerbstrieb auszeichnen. Woher kommt das? Woher kommt es, daß rasches Geldverdienen über das Lebensnotwendige hinaus, Sparen durch Verzicht auf Genuß des Verdienstes — eine früheren Zeiten unbekannte Haltung — als verpflichtender Beruf gewertet werden konnte, ja daß dies Berufsethos heute noch dem Leben des modernen Unternehmers Würde verleiht? Der Forscher, der vom Gegenwärtigen und Bekannten in die Vergangenheit zurückdringt, erfährt als ihren ersten geistigen Anstoß Luthers Schöpfung des modernen Berufsgedankens. Er weist nach, daß Luther bei seiner Bibelübersetzung dem Wort „Beruf“ einen neuen, ihm bisher fehlenden Inhalt eingeblendet hat, um damit der innerweltlichen Alltagsarbeit die Weihe eines höchsten Inhalts sittlicher Betätigung zu geben — und zwar im Gegensatz zu dem höchsten katholischen Ideal weltflüchtiger Askese. Dies Postulat übernahmen alle protestantischen Gemeinschaften. Trotzdem schuf nicht das Luthertum den kapitalistischen Geist, sondern an seiner Wiege stand die Prädestinationslehre in kalvinischer Prägung, wonach der unerforschliche Gott durch geheimen Beschluß einen Teil der Menschen zu ewigem Leben begnadet, die anderen zur Verdammnis verurteilt hat. An diesem vorbestimmten Schicksal ändern weder Verdienst noch Schuld, weder Sakrament noch gute Werke, und niemand kennt das Geheimnis seiner eigenen Zukunft. Man kann nur vermuten, auf welche Seite

man gehört, und das einzige Mittel des Gnadenstandes gewiß zu werden, ist Bewährung im reinen Wandel und Bewährung im Beruf. An Stelle der außerweltlichen Abzise tritt die innerweltliche vermittelt rastloser, disziplinierter Arbeit zu Gottes Ruhm und des Verzichtes auf Lebensgenuß. Die Gnadenwahllehre, die ihrem religiösen Sinn nach dem irdischen Erfolg am stärksten widerstrebte, verknüpfte doch durch den Bewährungsgedanken Glauben und Sittlichkeit und prägte eben dadurch die völlig neuen religiösen Typen der nachreformatorischen Zeit: die Puritaner, Quäker, Mennoniten, Baptisten, die sich als Gottes Werkzeuge zur rationalen Weltgestaltung, seinen Geboten gemäß, berufen fühlen. Dieser neue Mensch, der aller sakramentalen Heilmittel beraubt und ganz auf sich gestellt ist, in tiefer Einsamkeit einer Gottheit gegenüber, die er nicht kennt, meidet alle Sinnenfreude und Sinnenkultur. Auch starke Gefühlsbindungen von Mensch zu Mensch sind ihm als Kreaturvergötterung verdächtig. Um so mehr wird seine Kraft auf die Sache gedrängt. Mit dem Blick auf das Jenseits, voll Angst um sein Seelenheil, treibt er seine irdischen Geschäfte und organisiert erfolgreich die Welt.

Jedoch was haben der Berufsgedanke und die Bewährungsforderung mit modernem Kapitalismus zu tun? Was hat der Geist der Weltverneinung zu tun mit einer Form des Erwerbstriebs, die den Mammonismus erzeugt? An dieser Stelle der Untersuchung erreicht die Spannung antinomischer Lebensmächte ihren Höhepunkt. Aber der Forscher fügt Glied an Glied in der Beweis-kette, bis wir die Stelle erkennen, an der die nach ihrer Eigengesetzlichkeit ewig feindlichen Mächte ineinander verknötet sind: Für puritanische Religiosität ist Reichtum Gefahr. Aber andererseits Reichtum ist bei gleichzeitigem Verzicht auf Lebensgenuß unausbleiblicher Erfolg methodischer Arbeit und eben deshalb Zeichen der Bewährung, Zeichen nicht nur gottgewollten, sondern gottgewirkten Wandels, also des Gnadenstandes. Dem Frommen wird geboten: „Arbeite hart in deinem Beruf“ — zwar nicht für Zwecke der Fleischelust oder um reich zu werden, wohl aber zu Gottes Ruhm. Damit fassen wir das Glied in der Kausalkette, das die gegensätzlichen Lebensmächte aneinander kettet: Wem als wichtigster Inhalt seiner Alltags rastlose Arbeit geboten, Ausruhen im Genuß verboten ist, der kann gar nicht anders, als einen großen Teil seines Arbeitsertrags für immer neuen Erwerb zu verwerten, er muß kapitalistischer Unternehmer werden. Es entsteht der Geschäftsmann mit dem ungebrochenen guten Gewissen beim Geldverdienen. Und auf der anderen Seite als hausindustrieller Handwerker oder Industriearbeiter der Mann der spezifischen Arbeitswilligkeit, dem die gewissenhafte Pflichterfüllung im Gott gewollten Beruf ebenfalls das Bewußtsein seines Gnadenstandes verleiht. Beruf und innerster ethischer Kern der Persönlichkeit sind bei den durch den puritanischen Lebensstil geprägten Generationen der frühkapitalistischen Epoche eine ungebrochene Einheit. — Reichtumsanhäufung, Kapitalbildung durch Sparzwang muß die Folge sein. Gott selbst scheint das Tun seiner Heiligen sichtbar zu segnen, aber er verlangt auch Rechenschaft von jedem anvertrauten Pfennig: „Mit erkältender Schwere legt sich der Gedanke der Verpflichtung des Menschen gegenüber seinem Besitz über das Leben,“ und damit beginnt die Tragödie der Idee. Den Versuchungen erworbenen Reichtums hielt der Puritaner ebensowenig stand wie die mittelalterlichen Mönchsgemeinschaften. Die großartige ethische Lebensstilisierung wurde durch ihre eigenen Folgen vernichtet, und nachdem ihre religiösen Wurzeln abgestorben waren, entstand der moderne Wirtschaftsmensch, „geschnitten aus dem harten Holz bürgerlicher Rechtschaffenheit“. Als Erbe religiöser Vergangenheit besitzt er das spezifisch bürgerliche Berufsethos und beim Geldverdienen das gute Gewissen. „Nur wie ein dünner Mantel, den man jederzeit abwerfen kann, sollte die Sorge um die irdischen Güter auf den Schultern der Heiligen liegen, aber aus dem Mantel ließ das Verhängnis ein stahlhartes Gehäuse werden. Der religiöse Geist ist aus dem Gehäuse entwichen.“ Ob endgültig? Wer weiß es? Weber greift einen Augenblick nach dem Schleier, der die Zukunft dieser ungeheuren Entwicklung verhüllt, aber er vermisst sich nicht, ihn zu lüften. — Die schlichte kunstlose Gedankenführung dieser ersten religionssoziologischen Abhandlung Webers wirkt trotz ihrer Sprengung durch die in Fußnoten gestopften Beweise erschütternd, und zwar nicht nur zufolge des äußerst spannungsreichen Gehalts, sondern auch wegen der Bewegtheit des dahinter verschwindenden Denkers. Man spürt die tiefe Ergriffenheit über den Gang der Menschheitschicksale, vor allem die Erschütterung darüber, daß die „Idee“, indem sie sich in die Gestaltung irdischer Existenz einläßt, stets ihrem ursprünglichen Sinn entfremdet wird und sich dadurch vernichtet.



Heber, Hase

Signatur 

Datum 9. Juni 1933

18241-0011-BEC

Hamburger Tageblatt  
№ 132

Bemerkenswert ist die kleine  
**Würdigung Max Webers**  
von dem Heidelberger Philosophen K. Jaspers,  
die eine begeisterte Bejahung Max Webers ist.  
Jaspers sieht in seinem verehrten Lehrer und  
Freund die Verkörperung deutschen Wesens schlecht-  
hin im politischen Denken, im Forschen und Philo-  
sophieren. Wir werden dem Verfasser einigen  
Ueberschwang verzeihen und sind ihm für das ge-  
zeichnete Bild dankbar: Max Weber war ein  
Wahrheitskämpfer, und er stand bereits zwischen  
zwei Zeitaltern.

18241-0013-BEC

Frankfurter Zeitung (Frankfurt a. M.)  
Der Deutsche Ökonomist (Berlin)

Nr. 535

## Jugendbriefe Max Webers.

Wie weit der Generation, die nach 1920, dem Todesjahr Max Webers, groß geworden ist, sein Name noch etwas bedeutet, wird sich nicht so leicht feststellen lassen; unter den Älteren ist der Nachhall stark, und zwar ist es nicht nur die wissenschaftliche und schriftstellerische Leistung, die nachwirkt, sondern mindestens in dem gleichen Umfange auch seine Persönlichkeit, die geistige Gesamterscheinung dieses ernsten, glühenden, den höchsten Maßstab sich setzenden Menschen, der hinter aller Schroffheit, die ihm eigen sein konnte, doch gütig war. Eben weil an ihm mehr noch als das Werk die Person seines Urhebers so unvergleichlich gefangen nahm, wird eine Sammlung von Briefen Max Webers unter allen Umständen lebhaftes Interesse finden, auch wenn sie vielleicht über die Stufen seiner inneren Entwicklung mehr mittelbar als unmittelbar Aufschluß geben. Marianne Weber, der die Öffentlichkeit schon die ausführliche Biographie ihres Mannes verdankt, hat jetzt im Verlage von J. C. B. Mohr in Tübingen eine Sammlung von Jugendbriefen Max Webers erscheinen lassen, die bis zum dreißigsten Lebensjahr reicht (geb. 18. 6. 50). Frau Weber macht selbst darauf aufmerksam, daß die Empfänger der Briefe mit zwei Ausnahmen alle dem engeren und weiteren Familienkreise angehören. „Von einer engeren brieflichen Verbindung des jungen Weber mit anderen Menschen“, so fügt sie hinzu, „ist nichts bekannt. Er war ein sehr guter, geselliger Kamerad und nannte viele Altersgenossen seine Freunde, aber er hatte kein Bedürfnis nach tieferem persönlichen Austausch. Vor allem in der Werdezeit war sein Gemüt erfüllt durch die Familienbeziehungen. Erst auf der Höhe des Lebens traten sie zurück hinter umfassender menschlicher Anteilnahme.“ Indes war Max Weber ein zu vehementes Temperament, als daß nicht durch alle Zurückhaltung, ja Verslossenheit die besondere Art seines Wesens durchschlüge. Sehr interessant ist es zu sehen, wie sich die Sprache des reifen Mannes schon in den Äußerungen des Knaben, die natürlich noch nichts von der späteren eigenwilligen Schwere und Pracht haben können, leise vorbereitet.

Da das Buch nur die Briefe Max Webers, nicht aber die Antworten der Empfänger mitteilt, so bleiben natürlich, wie bei allen solchen einseitigen Briefsammlungen, die Gestalten der Adressaten wie hinter einem Schleier verhüllt, indes sieht man doch einiges durch den Schleier hindurch. Der Vater, Stadtrat in Berlin, Politiker und Abgeordneter, war offenbar ein Vertreter des humanen Liberalismus aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts; die besondere Note der Mutter war eine starke, in allen Lebensbereichen ihren Anspruch anmeldende und das Gewissen wachhaltende Religiosität. Die Geschwister, die alle jünger sind als er, gewinnen noch keine selbständigen Umrisse; im Verkehr mit ihnen tritt bei dem jungen Max Weber zuweilen ein wenig Altklugheit, öfter ein wärmerer, zu jedem Scherz aufgelegter Humor hervor. Auf das engste verbunden war mit den Webers die Familie Baumgarten in Straßburg. (Frau Baumgarten und Frau Weber waren Schwestern.) Max Weber fühlte sich von diesen seinen Verwandten stark angezogen, ganz besonders von seinem Vetter Otto Baumgarten, dem liberalen Theologen, und von seiner Cousine Emmy; an die ein großer Teil der lebendigsten Briefe des Buches gerichtet ist. Sie ist die einzige, der gegenüber er zuletzt, als er ihr Verlobung und bevorstehende Heirat anzeigt, einmal intim Persönliches berührt.

Natürlich sind die Briefe erfüllt mit Äußerungen über geistige Fragen aller Art und seine Stel-

lung zu ihnen. Auf religiösem Gebiet gelangt er früh zu einem gänzlich undogmatischen, immer ehrfurchtsvollen Kulturprotestantismus. Zu seiner wissenschaftlichen Betätigung ist der spätere Nationalökonom und Soziologe auf dem Umwege über die Jurisprudenz gelangt. Als Referendar wird er über die Möglichkeiten der Juristik zweifelhaft. Er hatte, so schreibt er in dieser Zeit einmal, den Eindruck, „daß die praktischen Interessen, deren Regulierung die Elementaraufgabe der Rechtsentwicklung ist, vielfach Kombinationen darbieten, die mit den Mitteln unserer Wissenschaft nicht zu erfassen waren“, so daß für ihn der Trieb zur Beschäftigung mit der Wissenschaft um ihrer selbst willen erheblich abnahm. Er schwankte damals sehr, ob er nicht überhaupt fürs erste statt der wissenschaftlichen eine praktische Aufgabe suchen solle. Die Folge ist die Bewerbung um eine Syndikatsstelle in Bremen; in einem Briefe an den Onkel rechtfertigt er das damit, daß es für ihn von großem Wert gewesen wäre, einige Jahre gründlich in die Praxis des Großhandels zu kommen. „Ich habe eine ganz außerordentliche Sehnsucht nach einer praktischen Tätigkeit, und dies würde hier vielleicht befriedigt und damit erledigt worden sein.“ Die Berufung nach Freiburg als Ordentlicher Professor der Nationalökonomie führt ihn dann doch schnell und endgültig zur Wissenschaft.

Mit seinem Verlangen nach praktischer Wirksamkeit wie mit der Tradition des väterlichen Hauses hing es zusammen, daß er früh für die Politik Interesse gewann. In seiner Studenten- und Referendarzeit war Bismarck noch im Amt und zwang zur Stellungnahme. Max Weber war schon durch den realistischen Grundzug seines Wesens verhindert, die Größe des Mannes zu verkennen, aber er beklagte „die verwüstenden Wirkungen seiner persönlichen Politik“. „Die furchtbare Vernichtung selbständiger Ueberzeugung, welche Bismarck bei uns angerichtet hat, ist natürlich einer der Hauptgründe aller Schäden unserer jetzigen Zustände.“ Auch hier freilich schiebt er dem Kanzler nur die Hälfte der Verantwortung zu. „Tragen wir“, so fragt er, „daran nicht mindestens die gleiche Schuld wie Bismarck selbst?“ Als dann „der eine Caesar dem anderen“ (Wilhelm II. dem Fürsten Bismarck) folgte, wurde das Unbehagen sehr bald stark. „Man hat die Empfindung“, schreibt er im ersten Jahr nach Bismarcks Entlassung, „als ob man auf einem mit großer Geschwindigkeit dahinsausenden Zuge säße auf einer Bahnstrecke, die neu eingestellte Weichensteller hat.“ Wie aber stand die mit ihm aufgewachsene Generation zu den politischen Dingen und wie er zu ihr? Soweit seine Altersgenossen der Faszination von Treitschke und Stöcker erlagen, war er ihnen wesensfremd; er rechnete sich zu den Liberalen, unter denen freilich die Jungen von dem Nationalliberalismus der siebziger Jahre wesentlich abwichen. Der Hauptunterschied lag in ihrer positiven Einstellung zu den sozialen Fragen, die der alte Liberalismus vernachlässigt hatte. Schon 1888 bekannte sich hier Max Weber in einem Briefe an den Straßburger Onkel zu einer anderen Haltung; in den neunziger Jahren und um die Jahrhundertwende vollzog sich dann die deutliche Hinwendung der geistig interessierten Schicht zu den Problemen der Sozialreform, die der Politik der Linken noch einmal einen Auftrieb zu geben schien. Max Weber wurde der Freund Friedrich Naumanns, aber der Großteil des Bürgertums hatte andere Interessen und ging andere Wege. Die jetzt veröffentlichten Jugendbriefe schließen ab, als diese Entwicklung noch in ihren ersten Anfängen stand.

—per.



Hamburgisches  
Welt-Wirtschafts-Archiv

Signatur

*Weber*  
*P. chad*

1 8 2 4 1 - 0014 - BEC

Die Welt (Hamburg)

Nr 24

26. Feb. 48

Im Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck, Tübingen) erscheinen in den nächsten Monaten Neuauflagen von Max Webers grundlegendem Werk „Wirtschaft und Gesellschaft“ und „Religionssoziologie“. Band I. Webers gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik und zur „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ werden ebenfalls noch 1948 dort herauskommen.